

Welt am Sonntag, 5 Jan. 2014

## Generation ratlos - Jung, schlau, ratlos

# Abiturienten ohne Plan

Abi und dann? Noch vor zehn Jahren musste kein Jugendlicher bis zum 20. Lebensjahr entscheiden, wie es weitergeht. Heute ist das anders. Selbst die Besten suchen nach Orientierung, auch wenn diese etwas kostet.

Caroline Bolte und Damla Arman stammen beide aus behüteten Familien-verhältnissen. Sie haben ihr Abitur mit der Note 1,4 abgeschlossen, sind offen und reflektiert, besuchen das berühmte Internat Schloss Salem am Bodensee und eigentlich, so sollte man meinen, steht ihnen die Zukunft offen. Wem, wenn nicht ihnen? Dennoch tun sich die 18-Jährigen sehr schwer damit, klare Vorstellungen zu entwickeln für die Zeit nach dem Abschluss.

Als "total unentschlossen" beschreibt sich Damla, Tochter türkischer Einwanderer. Caroline geht es ähnlich: "Ich habe lange überlegt, bin aber zu keiner Ent-scheidung gekommen."

"Gap year" lautet der englische Fachbegriff für das Jahr zwischen Abitur und der nächsten Ausbildungsetappe. Es ist eine Lücke, die sich für manche wie ein riesiges Loch auftut. Den starren Strukturen der Schule gerade erst entwachsen, sind sie noch nicht reif, um eine Entscheidung für Studium oder Beruf zu treffen. Es ist eine Phase voller Ängste – und manchmal sogar Verzweiflung. Dass es normal geworden ist, im Leben mehr als einen Job zu machen, wissen die Jugend-lichen. Nur verinnerlicht haben sie es nicht. Sie erwarten von sich endgültige Entscheidungen: Scheitern verboten, Ausprobieren verboten, Müßiggang verboten.

Sicher, seit jeher erleben junge Menschen diese Situation als belastend. Und doch – die Abiturienten von heute stehen vor anderen Herausforderungen als die von früher; weil sie jünger sind, in jugendlichen Maßstäben sogar viel jünger als ihre Vorgänger. Der Unterschied beträgt bis zu drei Jahre. Binnen eines Jahrzehnts hat sich das etablierte System aufgelöst. In keinem Bundesland ist das neunjährige Gymnasium heute noch Standard. Fast überall absolvieren die Jugendlichen ihr Abitur nach zwölf Jahren Schulbesuch. Dazu kommt ein anhaltender Trend zur frühen Einschulung. Fünfjährige Erstklässler sind keine Ausnahme mehr. Und dann sind da noch Wehr- und Zivildienst weggefallen. Was zumindest für die Männer 50 Jahre lang Gewissheit war – dass sie nach der Schule noch viele Monate Zeit haben, sich auf etwas Neues einzustellen –, hat sich erledigt.

Der Chef des Deutschen Philologenverbands, Heinz-Peter Meidinger, der selbst ein bayerisches Gymnasium leitet, beobachtet den Effekt dieser Entwicklungen seit Langem: "Ich frage die Abiturienten am Ende der Schulzeit immer, ob sie schon wüssten, was sie danach machen wollen. Wusste es vor zehn Jahren ungefähr die Hälfte, so wird diese Zahl seither jedes Jahr kleiner und kleiner." Immer mehr geben an, noch Zeit zu brauchen – Zeit für das Studium generale. Die Jugendlichen suchen sich deshalb Lückenfüller. So erklären sich der Boom des Bundesfreiwilligendienstes und die hohen Bewerberzahlen für das freiwillige soziale oder ökologische Jahr.

Die Eltern seien häufig keine große Hilfe, meint Meidinger, im Gegenteil: "Die heutige Realität an den Universitäten hat mit dem, was viele Eltern erlebt haben, kaum noch etwas zu tun. Wer kennt schon die Masse an neuen Studiengängen?" Zudem genossen viele, gerade die Einzelkinder, heute weit größere Fürsorge durch ihre Eltern als frühere Generationen. "Dadurch ist es für sie noch schwieriger, sich auf eine Zukunft allein einzustellen."

Caroline Bolte hat auf Salem das oft als Turbo-Abi geschmähte achtjährige Gymnasium absolviert. Das Lerntempo empfand sie zwar nicht als zu hoch, "aber es fehlte die Zeit, zu fragen: Wer bin ich?" Wie viele in ihrer Klasse wollte sie nicht "von einem System ins nächste" wechseln. Anders als an den Haupt-, Real- oder Gesamtschulen gibt es in den beschleunigten Gymnasien nur kurze berufs-orientierende Phasen. "Unsere diesbezüglichen Bemühungen werden auch konterkariert durch die Tatsache, dass die Schüler immer jünger und deshalb ratloser werden", sagt Meidinger. Das Angebot beschränkt sich in der Regel auf den Besuch einer Probevorlesung, eine knappe Berufsberatung. Manchmal kommen Firmen an die Schulen und werben für sich.

Acht Jahre zielt das ganze Schulleben auf die Abiturprüfung. Das ist in Schloss Salem nicht anders. Vielleicht auch deshalb, weil die Absolventen von Salem einen Ruf zu verlieren haben, hat das Internat jetzt ein Angebot entworfen, das ihnen bei der Selbstfindung helfen soll. Im September startete der erste Jahrgang des "Salem Kolleg". Das Konzept dazu hat Rektor Gerhard Teufel entwickelt, der zuvor jahrelang als Generalsekretär Stipendiaten der Studienstiftung des Deutschen Volkes betreut hat. "Früher konnten Schulabgänger eine Reifephase durchlaufen", sagt er über die Gründungsidee: "Aber mit der Verkürzung auf das achtjährige Gymnasium und dem Wegfall des Wehrdienstes gibt es diese Möglichkeit nicht mehr." 30 Prozent der Studienanfänger würden ihr Studium nach kurzer Zeit wieder abbrechen: "Das ist ein unglaublicher volkswirtschaftlicher Schaden, der da entsteht."

Das Kolleg soll Abiturienten einen Überblick über die Disziplinen geben und ihnen helfen herauszufinden, was sie machen wollen. Das hat einen stolzen Preis: 24.000 Euro müssen die Teilnehmer für das zehn Monate dauernde Vorstudium zahlen. Das klingt nach Luxus-Pampfern für Kinder aus reichem Elternhaus. Ein Eindruck, der täuscht: Neun von zehn Teilnehmern haben Teilstipendien, zahlen je nach Einkommen der Eltern zwischen 200 und 1000 Euro im Monat. Damla ist eine von ihnen. Ihre Eltern stammen aus der Türkei, haben nie studiert. Deutsch hat sie erst mit viereinhalb Jahren gelernt, als sie in den Kindergarten kam. Noch sind ihre Berufsvorstellungen vage. "Ich will in Richtung Management, Journalismus, Medien." Das Kolleg helfe ihr, "auszusortieren".

Derzeit lebt Damla mit 20 anderen jungen Menschen in einer Außenstelle des Internats in der Nähe von Überlingen. Der Jüngste ist 17 und hat zwei Schulklassen übersprungen, die Ältteste 20. Angeboten wird Unterricht in Hirnforschung und Psychologie, Recht und Konfliktforschung, Literatur und Erinnerungskultur. Zweimal die Woche können sie an der Universität Konstanz in Angebote für Erstsemester schnuppern. Hinzu kommen Theater- und Sprachkurse, die Betreuung durch einen internen Berufsberater sowie eine Projektarbeit "Soziale Wirklichkeit". Da ist die spätere Realität des Studiums schon greifbar. Für das Projekt mussten die Kollegiaten Themen vorschlagen. Damla will den Konflikt zwischen den türkischen und den griechischen Zyprioten als Beispiel für ethnische Trennung genauer untersuchen. Mit einer Gruppe bereitet sie ein Forschungsprojekt vor, das mit einer Reise nach Zypern und einer Präsentation enden wird.

Auch die Arbeit von Sozialarbeitern war Vorbild für den Kurs. Ist von "Outdoor Education" die Rede, geht es meist um schwer erziehbare Jugendliche oder Erwachsene mit krimineller Vergangenheit. Mit ihren Betreuern setzen sie sich den Unbildern der Natur aus. Dort sind sie auf sich gestellt, müssen auf den nächsten Schritt achten, mit einer Gruppe auskommen; das soll ihnen helfen, im besten Sinn zu sich zu kommen. Dafür muss man nicht in die Anden oder die Wüste Gobi, weder schwer erziehbar noch kriminell sein. Das

Salem-Kolleg war kurz vor Weihnachten eine Woche lang in Bayern wandern. Das Essen musste selbst organisiert werden, übernachtet wurde bei Minusgraden im Freien. Im Sommer werden die Kollegiaten den Bodensee durchschwimmen.

"Es gibt hier zwei Arten von Teilnehmern", sagt Claudia Groot über ihre Schützlinge. "Die einen sind so vielseitig interessiert, dass für sie eine Entscheidung für eine Richtung noch nicht möglich ist. Die anderen wissen schon ziemlich genau, was sie wollen, fühlen sich aber noch zu jung für die Uni und wollen sich Zeit für ein Studium generale nehmen." Groot ist akademische Leiterin des Programms und weiß, wovon sie spricht. Sie hat ebenfalls eine Weile gebraucht, bis sie auf ihre Fragen eine Antwort gefunden hat. Ihr Medizinstudium brach die heute 31-Jährige einst nach drei Semestern ab. Dabei hatte sie schon am ersten Tag gespürt, dass es das falsche Fach war. Ihre Wahl zu korrigieren wagte sie aber lange nicht. Ihr Studium in Erwachsenenbildung hat sie dann mit Auszeichnung abgeschlossen. Das Kolleg, sagt sie, könne helfen, solche Umwege zu ersparen. Groot bezeichnet sich als "Mädchen für alles". Sie tröstet bei Heimweh und Liebeskummer, organisiert Abholdienste, wenn die Fähre zum anderen Ufer des Bodensees nicht fährt. Zu Nikolaus hat sie bis nachts um drei in der Küche gestanden, um den Kollegiaten in der Frühe selbst gebackene Teigmännchen vor die Tür zu stellen.

Übernachtet wird im Kolleg in Doppelzimmern. "Das war am Anfang schon eine Umstellung", sagt Caroline. Inzwischen ist sie an die permanente Gemeinschaft so gewöhnt, dass ihr das eigene Zimmer im Elternhaus an Weihnachten erst einmal leer vorkam. "Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie es sein wird, wieder ohne die anderen zu sein", sagt auch Damla. Nicht um Status und Leistungsdruck soll es gehen, sondern um die persönliche Entwicklung, um Leidenschaft, Talent und den Mut zum Querdenken.

Auch vor den strengen Hausregeln sind alle gleich: Um sieben Uhr morgens wird aufgestanden. Ab 22.15 Uhr müssen alle – von begründeten Ausnahmen abgesehen – wieder in ihren Häusern sein. Alkohol ist nur an drei Abenden in der Woche erlaubt, und da gilt eine 0,5-Promille-Grenze. Besteht der Verdacht eines Verstoßes, kann die Leitung das mit Alkoholtestern überprüfen. Auch unangekündigte Urintests wären möglich. Ein positiver Drogentest würde zur sofortigen Kündigung führen. Bislang gab es noch keine Kontrolle. Es sind die Internatsregeln, die auch für die Kollegiaten gelten. Wie eine eingeschworene Gemeinschaft sitzen die jungen Menschen bei den Mahlzeiten und vor dem Schlafengehen zusammen, sprechen über ihre Pläne. Das ist ja auch der Sinn des ganzen Unternehmens. "Es haben eigentlich alle die gleichen Fragen", sagt Caroline.

Die Diskussion über die beschleunigte, ratlose Generation kommt erst in Gang. Der Wille, die Entwicklung wieder zurückzudrehen, zeichnet sich aber schon ab. Dafür steht nicht nur das Beispiel des Salem-Kollegs, das bei aller Orientierung, die es bietet, gerade ein Mittel der Entschleunigung ist. Ein Moment, das Hirn durchzublasen. Das achtjährige Gymnasium hat seit seiner von der Politik euphorisch betriebenen Einführung vor rund zehn Jahren nicht viele Anhänger gewinnen können. Die Zahl der Bundesländer, die den Schulen die Möglichkeit bieten, zum neunjährigen Modell zurückzukehren, steigt.

Bestrebungen dazu gibt es parteiübergreifend. Baden-Württemberg, Hessen, Schleswig-Holstein und Nordrhein-Westfalen haben das Prinzip der acht Jahre schon aufgeweicht. In Bayern gibt es neuerdings ein sogenanntes Flexibilisierungsjahr, das eigentlich schwachen Schülern helfen soll, das aber jeder nutzen kann, der Tempo rausnehmen will. Profiteure sind auch jene Schulen, die das Abitur nach neun Jahren regulär anbieten: die Sekundarschulen, Oberschulen, Gemeinschaftsschulen, wie immer sie heißen. Kaum eingeführt, verzeichnete etwa die Sekundarschule in Berlin schon im ersten Jahr einen enormen Zulauf. Und das, obwohl noch vollkommen unklar war, ob das Modell überhaupt Erfolg haben wird. Oft gaben die Eltern an, dass sie mit ihren Kindern nicht im Turbo-Gang zum Abi rasen wollten.

# EXPLORIENTATION



*broaden your horizon*

Salem-Rektor Gerhard Teufel ist überzeugt, dass der Bedarf nach einer Orientierungsphase künftig noch weiter wachsen wird. Schon jetzt gibt es ähnliche Angebote am Leibniz-Kolleg in Tübingen, am Aicher-Scholl-Kolleg in Ulm und an der Jacobs University in Bremen. Auch private Anbieter zimmern Angebote für ganz normale Abiturienten. So gibt es etwa kostenpflichtige mehrstündige Tests, in denen die Schüler intensiv nach Interessen, Talenten, Neigungen befragt werden. "Die Detailanalyse hat schon manchen überrascht und auf neue Ideen gebracht", sagt Philologen-Chef Meidinger, der seinen Schülern solche Tests ans Herz legt. Auch das Salem-Kolleg soll ausgebaut werden: im nächsten Jahr auf 48 Plätze, dann 96. "Wir heben das System nicht aus den Angeln, aber wir ergänzen es", sagt Teufel. "Wenn Studienabbrecher zu gebrochenen Existenzen werden, ist der Gesellschaft nicht gedient."

Miriam Hollstein und Thomas Vitzthum